

nahen. In der Schule fragte ich mich, ob das Drama, wenn ich nach Hause käme, geschehen sein würde.

Wenn meine Eltern durch ein Lächeln oder ein gemeinsames Lachen, einen Scherz, zeigten, dass sie Zuneigung füreinander empfanden, fühlte ich mich in die Zeit vor der Szene zurückversetzt. Die war nur ein »böser Traum«. Eine Stunde später wusste ich, dass dieser Zuneigungsbeweis nur in dem Moment, in dem er erfolgte, bedeutsam war und keine Garantie für die Zukunft bot.

Damals lief im Radio häufig ein bizarres Lied, das vom Ausbruch einer Schlägerei in einem Saloon handelte. Es gab darin einen Moment der Stille, und eine Stimme flüsterte: »Man konnte eine Stecknadel fallen hören«, dann

eine Explosion aus Geschrei und Satzketten. Jedes Mal packte mich die Angst. Eines Tages zeigte mir mein Onkel einen Krimi, den er gerade las: »Was würdest du sagen, wenn man deinem Vater einen Mord vorwerfen würde, obwohl er unschuldig ist?« Ich erstarrte. Überall begegnete ich einem Drama, das nicht stattgefunden hatte.

Die Szene hat sich nie wiederholt. Mein Vater starb fünfzehn Jahre später, ebenfalls an einem Junisonntag.

Erst jetzt fällt mir ein: Vielleicht haben meine Eltern miteinander über die Szene dieses Sonntags, über die Tat meines Vaters geredet, eine Erklärung oder eine Entschuldigung gefunden und beschlossen, das Ganze zu vergessen. Zum Beispiel eines Nachts,

nachdem sie miteinander geschlafen hatten. Dieser Gedanke, wie alle, die man nicht in der Situation selbst hat, kommt zu spät. Er bringt mir nichts mehr, allerdings kann ich durch seine Abwesenheit den wortlosen Schrecken ermessen, den dieser Sonntag für mich bedeutet hat.

Im August übernachtete eine englische Familie am Rand einer einsamen Straße in Südfrankreich. Am Morgen fand man sie ermordet, den Vater, Sir Jack Drummond, seine Frau, Lady Ann, und ihre Tochter Elizabeth. Der nächstgelegene Bauernhof gehörte einer Familie italienischer Herkunft, den Dominicis, und zunächst wurde einer der Söhne, Gustave, der drei Morde beschuldigt. Die Dominicis sprachen schlecht Französisch, vermutlich weniger gut als die Drummonds.

Ich beherrschte damals nur einen Satz auf Englisch und Italienisch, »*do not lean outside*« und »*è pericoloso sporgersi*«, weil das im Zug unter »Nicht aus dem Fenster lehnen« stand. Man fand es merkwürdig, dass wohlhabende Leute lieber unter freiem Himmel übernachteten statt im Hotel. Ich stellte mir vor, ich läge tot neben meinen Eltern am Straßenrand.

Aus jenem Jahr bleiben mir zwei Fotos. Auf einem bin ich als Kommunionkind zu sehen. Es ist eine »künstlerische Fotografie«, ein schwarzweißes Bild, eingeklebt in einen mit Ornamenten verzierten, aufklappbaren Karton, darüber ein halbtransparentes Papier. Auf der Innenseite die Unterschrift des

Fotografen. Man sieht ein Mädchen mit vollem, glattem Gesicht, hervorstehenden Wangenknochen, einer runden Nase mit großen Nasenlöchern. Eine Brille mit breitem, hellem Gestell, das bis zur Mitte der Wangenknochen reicht. Die Augen blicken eindringlich in die Kamera. Das kurze, dauergewellte Haar ragt vorne und hinten aus der Haube, an der ein loser, mit einem Band unter dem Kinn festgebundener Schleier hängt. Ein angedeutetes Lächeln. Das Gesicht eines ernstesten Mädchens, das mit Dauerwelle und Brille älter aussieht. Es kniet in einem Betstuhl, die Ellbogen auf dem Polster, die breiten Hände unter der Wange aneinandergelegt, ein Ring am linken kleinen Finger, um sie herum ein Rosenkranz, der auf das Messbuch fällt, die Handschuhe auf dem Betstuhl. In dem Musselinkleid, dessen Gürtel